genrdte Afrikas" bekleidet, den sittlichen Einfluß des ehrenfestesten Kaufmanns auf die zügellose Alkoholgier der Schwarzen.

Im sechsten Monat des kaufmännischen Siegeszuges der Firma Petermann u. Co. fuhr Herr Mackelich zu einer notwendig gewordenen Rücksprache über einen großzügigen Ausbau der Faktorei in ganz Afrika nach Deutschland, wo der nicht übermäßig begabte Christel Petermann junior, der alleinige Inhaber der Firma, ziemlich hilf- und verständnislos die gewaltigen Reichtümer auf sich hereinbrechen sah. Mit Sicherheit begriffen hatte Herr Christel nur, daß er sich einen Palast an der Schwachhauser Heerstraße hausen mußte und ein ebensolches Geschäftshaus im Zentrum der Stadt.

Hier im luxuriösen Privatkabinett fand die denkwürdige Unterredung zwischen Christel Petermann und seinem Direktor Wilhelm Mackelich statt, der seinen Bericht mit folgenden Worten schloß:

„Ja, sehen Sie, Herr Prinzipal, und wenn Sie mich nun so unter vier Augen fragen, wem wir diesen überreichen Segen zu verdanken haben, glaube ich Ihnen auch das beantworten zu können. Bis zur Umschlagstelle Bremerhaven konnte mit dem Fusel damals nichts passieren und von Bremerhaven ab auch nicht, das steht fest. Dieses bedeutet einwandfrei, daß unser Schicksal denkbar kleinsten Ursprungs ist, ich vermag es sogar bei Namen zu nennen, es heißt: Hein Stünkel. Der hat zuerst diese unerhört greuliche Soße gemixt. Die Engländer kennen natürlich die Zusammensetzung unseres Trankes, die wir gleich zu Anfang durch einen Angestellten, der drei Semester Chemie studierte, ermittelten, aber da fehlt noch ein Glied in der Kette, und das war das Podagra von Inspektor Möller. Ja, da brauchen Sie nicht zu staunen, Herr Petermann, dieses Podagra ist natürlich nicht mit in die Flasche gekommen; ein Demion Sensspiritus für die podagristischen Zwecke des Inspektors hat Hein Stünkel zum Auffüllen mitverwandt, und darin muß denn die ganz besondere Würze liegen, auf die die Wumbamba nicht verzichten können, und die die Engländer noch nicht herausgefunden haben."

Christel Petermann war äußerst gerührt, er reichte Wilhelm Mackelich die Hand. „Großes hat das Schicksal durch Sie vollbracht, mein lieber Kompagnon."

In den Armen lagen sich beide. Christel zerdrückte eine Träne der Rührung und sagte: „Sorgen Sie dafür, daß Hein Stünkel auf irgendeine Weise fünf Mark erhält, mindestens aber drei."

—⊡—

Der geprüfte Examinator

Humoreske von P. Schellhas.

Das Referendarexamen hatte stattgefunden. Professor Dräsecke hatte mit seinen knifflichen Fragen aus dem Staatsrecht wieder verschiedene Kandidaten, die ahnehin nicht recht sattelfest waren, zu kläglichem Fall gebracht. Er war als Examinator gefürchtet. Seine Fragen stellte er mit einer höchst fatalen, maliziösen Miene, die ungefähr ausdrückte: „Na, Sie wissen ja doch nur das allernotwendigste; was ich Sie jetzt fragen werde, davon haben Sie natürlich gar keine Ahnung." Und wenn der Kandidat sich schon nicht ganz sicher fühlte, so brachte ihn diese Art ganz und gar aus der Fassung. Antwortete der Aermste dann irgend etwas mehr oder minder Dummes oder gar nichts, so folgte sicher noch eine höchst bissige Bemerkung des Professors hinterdrein, die den Kandidaten nicht im geringsten darüber im Zweifel ließ, daß er von dem Professor Dräsecke jedenfalls nichts zu hoffen hatte . . .

— Professor Dräsecke hatte seinen Abendschoppen gemacht und schlief den Schlaf des Gerechten. Es war mitten in der Nacht. Er schnarchte in den verschiedensten Tönen und räumte gerade von dem niederträchtigen Professor Judasschwert, der es gewagt hatte, eine von der seinigen völlig abweichende Theorie über eine staatsrechtliche Frage in einer kürzlich erschienenen Schrift aufzustellen und ihn in einer ähnlich maliziösen Art abzuführen, wie der Professor Dräsecke sie seinen Examenskandidaten und seinen wissenschaftlichen Gegnern gegenüber anzuwenden beliebte.

Während der Professor noch im Traume einen heftigen Geisteskampf mit seinem Gegner ausfocht, ertönte plötzlich das Telephon in seinem Arbeitszimmer. Es klingelte schon eine geraume Zeit, bis der Professor endlich erwachte. Er setzte sich im Bette auf und horchte. Wahrhaftig, das war das Telephon! Wer konnte denn so mitten in der Nacht ihn anrufen? Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß es gerade eins war. Das konnte nur ein sehr dringender Anlaß sein. Hastig zog er die notwendigsten Kleidungsstücke über, warf sich in seinen Schlafrock und eilte an den Apparat, der noch immer mit kurzen Unterbrechungen läutete.

„Hier Professor Dräsecke! Wer ist dort?"

„Hier Professor Braumüller! Sind Sie selbst am Apparat, Herr Kollege?"

Professor Braumüller war ebenfalls Mitglied der Prüfungskommission. Was in aller Welt konnte denn dieser von ihm wollen?

„Können Sie mir die actiones adjectitiae qualitatis des römischen Rechts nennen?"

Professor Dräsecke erstarrte zur Salzsäule. War der Kollege Braumüller verrückt geworden?

„Entschuldigen Sie! Waaaas wollen Sie?!

„Ob Sie die actiones adjectitiae qualitatis des römischen Rechts kennen? Welche sind es?

„Darum klingeln Sie mich mitten in der Nacht heraus! Das ist unerhört!"

„Ich stelle fest, daß Sie meine Frage nicht beantworten können! Als einseitiger Staatsrechtler haben Sie offenbar vom römischen Prozeßrecht keine Ahnung! Ihre Kenntnisse auf diesem Gebiet sind äußerst mangelhaft. Die römischen Kollegia haben Sie jedenfalls geschwänzt! Betrachten Sie sich als — durchgefallen!"

Professor Dräsecke kochte vor Aerger.

„Sie sind wohl auf einer schweren Kneiperei? Was ist das für eine Art, jemand in dieser Weise aus dem Bett zu holen! Ich verbitte mir solche Anrufung ganz energisch! Ich kann zu Ihrer Entschuldigung nur annehmen, daß Sie nicht ganz nüchtern sind! Unerhört!"

Professor Dräsecke brüllte in seinem Aerger dermaßen, daß seine Frau, durch seine Löwenstimme erschreckt, im Nachtgewande herbeieilte, um zu sehen, was es gab.

Aus dem Apparat erklang jetzt höhnisches Gelächter. Es hörte sich sogar so an, als ob es mehrere Stimmen wären. Sollte das wirklich der Professor Braumüller gewesen sein? Es war doch eigentlich sehr unwahrscheinlich, daß sein Kollege sich einen so ungehörigen Witz mit ihm machte! Die Stimme klang auch gar nicht wie die des Professors Braumüller. Was hatte das zu bedeuten?

Noch immer ertönte aus dem Apparat ein stürmisches Gelächter.

Zornbebend hing er den Hörer wieder an und begab sich in sein Schlafzimmer zurück —

Und in demselben Augenblick standen am anderen Ende der Telephonleitung in einem Kneipzimmer die im heutigen Examen durchgefallenen Kandidaten des Professors Dräsecke in der heitersten Kneip- und Galgenlaune. Sie hielten sich die Seiten vor Lachen. Ihre Rache war glänzend gelungen. Sie hatten ihren Examinator . . . durchfallen lassen!

—⊡—

Büchertisch

Hans v. Hülsen: Der Finkensteinsche Orden. Novelle. Mit einem Nachwort von Hermann Dollinger. Universal-Bibliothek Nr. 6660. Heft 40 Pfg., Band 80 Pfg. Der rühmlichst bekannte Dichter Hans von Hülsen erzählt ein Jugenderlebnis aus seiner westpreußischen Heimat. Eine alte Pfarrkirche mit ihrer Orgel, ihren Glocken und ihrem geheimnisvollen Gruftgewölbe gibt den Schauplatz für Spiel und Verirrung eines Knaben, in dessen phantasievollen und sensitiven Anlagen man wohl den werdenden Dichter ahnt. Reife und Kraft von Hülsens Darstellungskunst bewähren sich in dieser kleinen Erzählung ebenso wie in seinen großen Romanen.

Oskar Sonnlechner: Grüne Tage — grüne Nächte. 1. Bd. Universal-Bibliothek Nr. 6651/52. Heft 80 Pfg. Taufrischer, echter Jägerhumor, erfüllt von aufrichtiger Liebe zu dem Wald und seinen Geschöpfen, erfreut uns in diesen Erzählungen, die im Wienerwald spielen und von der Jagd auf den kapitalen Hirsch handeln. Urwüchsige Gestalten tauchen auf, derbe Jäger in Lederhosen, mit schwieligen Fäusten, gewichtige Nagelschuhe an den Füßen, weidgerechte Jäger, welchen die Jagd auf den Urhirsch und den Gemsbock höchste Passion ist, und schließlich der neue Reiche, der ein Revier pachtet, weil es mal so Mode ist. Aus jeder Zeile ersieht man, daß der Verfasser selbst zur grünen Farbe gehört und in Wald und auf den Bergen zu Hause ist. Seine Geschichten sind voller Spannung und atmen unverfälschte Bergluft, so daß man den Fäden, die der Verfasser spinnt, mit steigender Freude bis zum Schluß folgt.

—⊡—

Der Schmetterling

Von Kory Towska.

Durch's offene Fenster flutete die Sonne auf den Schreibtisch, an dem der Dichter saß. Ein wunderschöner Gedanke gaukelte ihm durch den Sinn. Doch als er sich anschickte, ein Gedicht daraus zu machen, wollte sich's nicht gestalten. Nur dürre und trockene Worte stellten sich ein. Verdrießlich starrte er vor sich hin.

Da taumelte ein großer, schöner Falter herein, setzte sich auf das weißleuchtende, unbeschriebene Papier, wippte ein paar Mal mit den schimmernden Flügeln und blieb dann geblendet und sonnentrunken reglos sitzen. Der Dichter hätte ihn fangen und seiner Sammlung einfügen können. Aber er dachte: „Wirst du schöner, wenn ich dich jetzt mit meiner Feder spieße? Nein, dürr und trocken werden deine strahlenden Farben. Fliege wieder hinaus in Blüten und Licht, du schöner Gedanke Gottes! Es muß auch flatternde Falter geben und ungeschriebene Gedichte!"

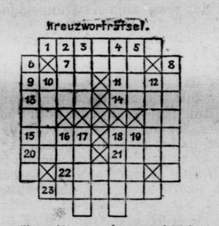
Rätselecke

Schach:



Dreizüger.

Kreuzworträtsel.

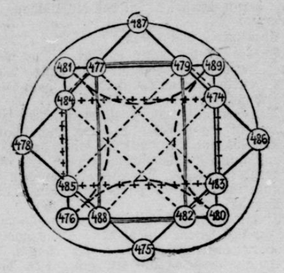


a) Wagerecht: 1. rhein. Stadt, 7. astasiat. Hafen, 9. Gottfried, 11. böhm. Stadt, 13. Türk. Fürstin, 14. holländ. Stadt, 15. rhein. Fürst, 17. schottisch. Hafen, 20. Zollstation, 21. arab. Stamm, 22. phönix. Stadt, 23. syrisch. Gebirgszug.

b) Senkrecht: 2. deutsch. Fluß, 3. Fisch, 4. Vogel, 5. Nebenfluß d. Saar, 6. holländ. Stadt, 7. thüring. Stadt, 8. armen. Fürst, 10. asiat. Hochland, 16. griech. Hafen, 17. Stadt a. d. Ruhr, 18. Vogel, 19. Berg i. Braunschweig.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Zum Kopfzerbrechen:



Kreuzworträtsel:

a) 2. Pool, 6. Amrum, 8. Alsen, 9. Natte, 11. Akt, 13. pro, 14. Isar, 16. Ason, 17. Alga, 18. Holz, 21. Hase, 22. Pedro, 23. Varda, 24. il, 25. Susa, 27. ne, 28. elf, 29. Gadser, 31. Chlatt, 32. Modder, 35. U, 36. Ole.

b) 1. Spa, 3. Oman, 4. Erle, 5. Lust, 7. Metaphysik, 10. Nektalog, 12. Tofana, 15. Math, 16. Hedda, 19. Obra, 20. Leo, 21. Herstelle, 24. Faulshorn, 25. Usedom, 26. Inge, 28. Leid, 30. Radio, 34. Tal, 33. Erle.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 36 — Samstag, 11. September — 1926

Mimosa

Skizze von Wolfgang Federau.

Zehn Jahre oder mehr war Harald Rothe in Japan gewesen und hatte geglaubt, das Leben dieses Volkes und seine Psyche, seine Religion, seine Gedanken und Stimmungen mindestens ebenso gut zu kennen wie irgend ein Eingeborener. Er kannte die Zeremonien des reinen Shinto-Glaubens besser als ein deutsches Kind seinen Katechismus; er hatte selbst als Priester in weißem, wallendem Seidenzeug und schwarzer Mütze dem Erhabenen Reis, Früchte und Reiswein geopfert, er hatte als Sentekuja oder Wäscher am Flußufer die nassen Kleidungsstücke auf großen Steinen ausgeklopft und dabei schwermütige Volkslieder gesungen, die vor einem Jahrtausend oder länger irgendwie entstanden waren, in denen viel von Pfirsichblüten, Tau, Wolken und Liebe die Rede war; in Kioto hatte er sich zur Armee ausheben lassen, um nach drei Monaten zum Erstaunen aller Kameraden spurlos zu verschwinden; ja, er sprach nicht nur fließend mehrere Dialekte der Küstenprovinzen, sondern verstand auch mit Pinsel und Tusche saubere japanische Schriftzeichen zu malen — was viel, viel schwerer ist. Dem kleinen Deutschen mit der mattgelben Haut und den mandelförmigen Augen kam sein mongolisches Aussehen, das er als unbekanntes Erbe irgendwie im Blute trug, hierbei natürlich zu Hilfe. Trotzdem bleibt es ein halbes Wunder, daß er sich so vollkommen in einen Japaner zu verwandeln vermochte. Was mit ihm geschehen wäre, wenn man ihn einmal in einer der vielen Rollen, die er aus Lust an Abenteuern zu spielen liebte, erwischt hätte, wage ich nicht auszudenken. Denn in diesem Inselvolke leben Vorstellungen und Anschauungen, die mit denjenigen Europas nichts gemeinsam haben. Und es gibt dort tragische und blutige Geschehnisse, zu denen unser Verstand keine Brücken zu schlagen vermag.

Das mußte auch Harald Rothe erfahren, und als dies geschah, verging ihm die Lust, weiterhin mit dem japanischen Leben in allzu innige Berührung zu treten, gründlich und für alle Zeit. Und er wurde wieder das, was alle anderen Europäer im fernen Osten immer gewesen sind, Gäste des Reiches der aufgehenden Sonne Gäste einer Rasse, mit der sie wenig mehr verband als wirtschaftliche Interessen, zu deren eigentlichem und innerstem Leben sie wenig Beziehungen fanden, denen sie immer gegenüber standen als Fremde den Fremden.

Wie das geschah? Wer Harald Rothe vor jenem Erlebnis kannte, der wußte, daß die Abenteuerlust, die leidenschaftliche Neigung zu gefährlichen Experimenten ihm durch lange Jahre alle anderen Freuden reichlich ersetzte, seine Zeit vollkommen in Anspruch nahm und ihm mehr bedeutete als jedes andere Erleben, mehr auch als die Liebe. Der Deutsche war nicht mehr ganz jung, als er herübergekommen war, annähernd dreißig; er hatte sich also die Hörner schon längst abgestoßen, im Vaterlande daheim, und für die körperlichen Reize der Miko, der jungen Töchter des Landes, fehlte ihm zunächst wohl ganz der Blick. Er studierte das japanische Leben auf seine Art, und die Frau, dort in besonders großer Zurückhaltung lebend, gehörte zu wenig zu diesem Leben, wie der Deutsche es sah, als daß sie ihn hätte interessieren können.

Aber später! . . . Er glaubte fast alles von den Japanern zu wissen, was die Weißen, Deutsche, Engländer oder Amerikaner bestimmt nicht wußten, und vielleicht noch etwas mehr. Auch das Familienleben in Japan war ihm durchaus vertraut. Diese Betonung der Pflicht, der selbstverständlichen Zusammengehörigkeit, der Ehrfurcht vor den Eltern, der kühlen Klarheit in den Beziehungen von Mann zu Frau, die mit Rausch und Leidenschaft nichts zu tun hatte und diese egoistischen Triebe völlig in die bunten Teehäuser der Geishas verbannte. Keine Regel der Etikette war ihm fremd, und selten erkannte jemand in ihm den Ausländer, wenn er nicht erkannt zu werden wünschte.

Aber gleichsam um zu beweisen, daß man die Frau dort ebensowenig kennt und völlig begreift wie bei uns, daß sie ein Rätsel und keineswegs bloß ein europäisches Rätsel ist, kam dann die Geschichte in Osaka. Eine Geschichte, an die Harald Rothe sich höchst ungern erinnerte und von der nur ab und zu etwas durchgesickert ist.

Immerhin genug, um sich ungefähr ein zutreffendes Bild von diesen Vorgängen machen zu können.

Der Deutsche wohnte damals in Osaka, jenem großen Seehafen, dessen gewaltige Burg von Millionen von Eingeborenen und Fremden noch heute als ein unvergängliches Wunder bestaunt wird. Lebte dort sechs Stunden täglich höchst nüchtern und unauffällig als Angestellter eines großen englischen Bankhauses und brachte es gleichzeitig fertig, in der Vorstadt Sakai, einem ausgedehnten Werftenviertel, unter dem angenommenen Namen Hu-Tsu einen sehr einträglichen Teehandel auf eigene Rechnung zu betreiben.

Als europäischer Angestellter einer englischen Firma von Weltruf ging Rothe entsprechend gekleidet, modern bis auf die Farbe der Krawatte und die Fasson der Lackstiefel. Wenn er aber aus dem Beruf in seine im Europäerviertel gelegene Junggesellenwohnung heimkehrte, verwandelte er sich in einer knappen halben Stunde in einen vornehmen japanischen Kaufherrn alten Schlages, der in silbergrauem Seidengewand, das von einem scharlachroten Gürtel umschlossen u. gehalten wurde, würdig still und gemessen, mit dem eingefrorenen, höflichen Lächeln auf den Lippen, seinem aus Bambus aufgebauten, zierlichen und leichten Hause in Sakai zustrebte. Dort saß er, der eben noch im Stranger's House nach europäischer Sitte im Smoking gespeist hatte, auf seidenen Kissen, empfing Geschäftsfreunde und Kunden, mit denen er einige Stunden verplauderte, und ließ sich von einem Eingeborenen bedienen.

Zu seinen Geschäftsfreunden gehörte auch der Oelhändler Kinjuro, der aus dem uralten Geschlecht der Jedo stammte. Harald Rothe oder, wie er hier hieß, Hu-Tsu, war bald täglicher Gast von Kinjuro, in dessen Hause er aus und ein ging, der Familie so innig vertraut, daß er sogar von der Frau Kinjuros, wenn der Hausherr zufällig nicht anwesend war, allein empfangen wurde — etwas gänzlich Unerhörtes in einem Lande, wo auch vertraute Freunde die Hausfrau in der Regel nur für karge Minuten während der Mahlzeit und beim Abschied zu sehen bekamen. Der Beweis einer Freundschaft, wie er ähnlich nur in ganz wenigen Fällen gegeben wurde.

Saynora war weniger schön — japanische Frauen sind selten schön im Sinne einer klassischen Regelmäßigkeit — als bestrickend durch die bezaubernde Anmut ihrer Bewegungen u. die vollkommene Harmonie ihres Wesens. Als Harald Rothe sie zum ersten Male sah, erschrak er leise — es war, als wäre etwas in ihm erwacht, was lange wie tot in seiner Seele geschlafen hatte. Aber noch war er sich über seine Gefühle im unklaren. Als ein halbes Jahr vergangen war, begann ihm bereits etwas zu fehlen, wenn er sie bei einem Besuch seines Geschäftsfreundes nicht wenigstens eine Viertelstunde gesehen, einige höfliche Worte lächelnd mit ihr ausgetauscht hatte. Er bewunderte ihre Handarbeiten, ihre Perlenstickereien, diese märchenhaft kleinen weichen Hände, die über einen seidenpapiernen Fächer glitten und ihn blitzschnell mit einigen zarten, süßen Blumen oder Schmetterlingen bemalten, er sog sich fest an dem feuchten Glanz ihrer dunklen Augen und an dem matten Elfenbeingelb ihrer Haut.

Niemals sagte er ihr ein Kompliment — er wußte wohl, daß sich das nicht schickte, nach den japanischen Begriffen vom guten Ton einer halben Beleidigung gleichkam. Aber endlich hatte er nur noch das eine Ziel, sie zu besitzen, koste es, was es wolle.

So sehr wurde der Deutsche von seiner Leidenschaft übermannt, daß er alles vergaß, was er in einem Dutzend Jahren von Japan und seinen Bewohnern gelernt hatte. Der Europäer in ihm wurde wach, der Fremde, der nicht begriff, daß man hier mit anderen Maßstäben wertete, und daß Liebe als Leidenschaft in dem Heim eines Japaners niemals eine Stätte fand, weil die Pflicht höher stand als jede Leidenschaft des Herzens, daß er nie darauf rechnen durfte, eine Frau zu erobern, weil es einen Treubruch in der Ehe einfach nicht gab.

Das alles hatte er vergessen, er war eben plötzlich blind und wie verwirrt. Einem etwas herzlicheren Lächeln, einem Händedruck entnahm er Hoffnungen, die er vorher als absurd von sich gewiesen hätte. Und als er deshalb eines Tages Saynora allein antraf — Kinjuro war geschäftlich in Tokio und die Dienerschaft beurlaubt — hielt er den Augenblick für gekommen. Er saß ihr gegenüber auf seinem Seidenkissen, sie reichte ihm mit sanfter Behendigkeit den Tee, den er zitternd entgegennahm — da plötzlich fing er, ohne sich zu bewegen, ohne auch nur die Augen aufzuschlagen, mit leiser, gequälter Stimme an, von seiner Liebe zu ihr zu sprechen. Er sprach ziemlich lange und ausführlich, während sein Herz flatterte, und er merkte es nicht, daß er redete, wie es ein Europäer in solchen Situationen tut. Als er geendet hatte, als er gesagt hatte, daß er fortan nicht würde leben können ohne sie — kein Japaner würde sich soweit erniedrigen, derartiges zu sagen und damit seine ethischen Kräfte selbst zu negieren — hob er zum ersten Male ängstlich und erwartungsvoll die Augen, immerhin beinahe fest entschlossen, unter Umständen mit Gewalt zu nehmen, was ihm freimütig nie gegeben wurde.

Er sah Saynora an und wurde blaß. Sie saß vor ihm, ruhig wie eine Bildsäule, mit einem erbarmungswürdigen, steingewordenen Lächeln. Er wußte nicht, ob sie irgend etwas gehört hatte von seinen Worten, sie schien krampfhaft nach innen zu lauschen auf etwas Furchtbares, Dunkles. Sie tat ihm unsäglich leid in diesem Augenblick — er wünschte lebhaft, er hätte dieses blumenhaft-süße, unschuldige Antlitz nie gesehen.

Da stand Saynora langsam auf und ging mit einigen schweren Schritten nach der Zimmerecke, wo — es war ja Winter — das Beken mit den glühenden Kohlen stand. Dort machte sie sich zu schaffen, dem Gast den Rücken kehrend und so jede ihrer Bewegungen verbergend. Plötzlich erfüllte der schreckliche Geruch verbrannten Fleisches das Zimmer; Saynora drehte sich dem Fremden zu, der Deutsche schrie entsetzt auf. In den wenigen Augenblicken mußte die Frau ihr Antlitz tief in die Kohlenglut getaucht haben, ihre Haut war in fürchterlicher Weise verbrannt, die Haare abgesengt, das Gesicht eine einzige Wunde. Aber kein Zucken verriet ihre wahnsinnigen Schmerzen, tonlos fragte sie ihn: „Liebst du mich noch?" und das Lächeln war wie eine furchtbare Drohung.

Wie Harald Rothe das Haus, wie er Osaka verlassen hatte, wußte er später selbst nicht mehr. In Tokio, wo er in europäischer Tracht umherirrte, las er in der Zeitung, daß Kinjuros Haus auf unaufgeklärte Art in Brand geraten sei und die Frau des Kaufmanns, Saynora, in den Flammen den Tod gefunden habe. Von Gewissensbissen gefoltert, lebte er dann noch einige Jahre an verschiedenen Orten Japans, bis er sich schließlich irgend einer abenteuerlichen Expedition nach Zentralasien anschloß, von der er nie mehr zurückgekommen ist.

Die Vergeltung

Heitere Skizze von Lotte Tiedemann.

Es war in der guten alten Zeit, da die Photographen die Maler noch nicht in der Herstellung guter Familienbilder derart überboten wie heute, als ein schüchterner, junger Maler, dem Pinsel und Leinwand wohl viele schaffensfrohe Stunden aber wenig Beutel voll Geld bisher eingebracht hatten, zögernd vor der schweren, geschnitzten Türe eines alten Patrizierhauses stehen blieb. Er blickte ängstlich zu den großen Fenstern auf, die in langer Reihe prüfend auf ihn herabsahen. Endlich gab er sich einen Ruck und berührte zaghaft den blanken Klingelzug, schrak aber zusammen, als der Glocke schriller Ton statt seiner Zaghaftigkeit ein stürmisches Einlaßbegehren weitergab. Bald knarrte das Schloß, und der Maler folgte verlegen dem alten, vornehmen Diener, der doppelt kühl und vornehm wurde, als er das ängstliche Zupfen an der Krawatte, das linkische Hervorholen des Taschentuches bei dem schüchternen Besucher merkte. Der Maler hatte keine Ursache, so bedrückt auszusehen, denn der Besitzer des vornehmen Hauses, der Kaufherr Joachim Breitenstein, hatte ihn rufen lassen, nachdem er einige Bilder des jungen Mannes gesehen und ihm ein beträchtliches Können zugesprochen. Aber schon der Reichtum und die Stille des teppichbelegten Flures, der wortkarge, steife Diener — verwirrten den sonst überlebhaften, jungen Mann. Kaum löste sich seine Befangenheit, als er wenige Augenblicke später im Schatten einer mächtigen Portiere dem Kaufherrn gegenüberstand, dessen feinen, ergrauten Kopf er malen sollte. Er wußte auf des Kaufherrn höfliche Fragen nie eine Antwort, und mühsam wurde schließlich vereinbart, daß der Maler allmorgendlich kommen und sein Werk ausführen sollte. Nachdem dies beschlossen war, ging der junge Mensch stotternd und ungebührlich eilfertig fort und atmete erst befreit auf, als die große Türe hinter ihm ins Schloß fiel. Nun überkam ihn die wilde Freude an dem ehrenvollen Auftrag, und er lachte übermütig und eilte mit Riesenschritten durch mehrere Gäßchen, bis er das kleine Haus erreichte, wo er ein einfaches Stübchen bei einem gutmütigen, lustigen Schneider gemietet hatte. Er vertraute längst alle seine Freuden und Kümmernisse dem viel älteren, humorvollen Gefährten an und stürzte auch heute in die Schneiderstube, daß die Gesellen erschreckt aufsahen, bat den Meister heraus und erzählte hochroten Kopfes von seinem Auftrag und dem vielen, vielen Geld, das er dafür bekommen würde, das dreimal ausreichen könnte für die schon lange fällige Miete. Der Schneider hörte ruhig zu und meinte begütigend, die Miete sei nicht eilig. „Aber", setzte er bedächtig hinzu, „wieviel bekommt Ihr denn?" — „Oh", sagte der Maler beinahe entrüstet, „davon haben wir nicht gesprochen, bei einem so reichen Herrn!" Ueber des Schneiders Gesicht huschte ein mitleidiges Lächeln, er sagte aber nichts, um dem andern die Freude nicht zu verderben, und hegte seine eigenen Gedanken.

Der Maler konnte vor lauter Glück nicht schlafen, rannte am nächsten Morgen mit großen Schritten zum Marktplatz und riß hastig an dem blanken Klingelzug. Das große Haus, der vornehme Diener ängstigten ihn schon weniger als gestern, wenn auch eine gewisse, feierliche Ruhe seine sonst schnellen Bewegungen bannte. Der Handelsherr empfing ihn freundlich, und der Maler stellte die Staffelei auf, nahm die Palette und begann mit Eifer zu arbeiten. Das feine, von manch' rätselhaften Linien durchfurchte Gesicht, die scharfen, stahlgrauen Augen, der schmale Mund und der ernste, verinnerlichte Ausdruck zogen den Maler an, und er gab das Beste, was er zu geben hatte, in diesem Bilde. Je öfter er den Handelsherrn sah, sprach und beobachtete, desto mehr reizte es ihn, diese eigenartige, vielseitige, nicht unliebenswürdige und doch schwer zu durchschauende Persönlichkeit im Ausdruck seines Bildes wiederzugeben. Tag für Tag, länger und intensiver als gewöhnlich, arbeitete er an dem Bilde und brachte es dann, nachdem er daheim in seinem Stübchen, umgeben von Meister und Gesellen, die andächtig staunten, die letzten Striche daran getan, aufatmend und mit sich selbst zufrieden dem Kaufherrn Joachim Breitenstein hin. Er wurde empfangen wie das erste Mal. Die beim Modellsitzen erwiesene freundliche Zutunlichkeit war wieder einer vornehmen Zurückhaltung gewichen, so daß der Maler zaghaft im Schatten der Portiere stehen blieb und dem Kaufherrn das Bild nur zögernd übergab. Joachim Breitenstein zeigte weder Freude noch Erstaunen über das Gelingen des Bildes, sein Gesicht verriet keinen seiner Gedanken. Er fragte nur förmlich und kühl, was das Gemälde koste. Der Maler nannte einen kleineren Betrag, als er sich vorgenommen, weil der Kaufherr nichts von der Begeisterung verriet, die der Maler erwartet hatte; er hoffte aber, doch eine ansehnlichere Summe zu erzielen. Der Handelsherr erwiderte nichts, nahm das Bild in die Hände und trat ans Fenster, daß der Maler sein Gesicht nicht sehen konnte, prüfte das Gemälde eingehend und sagte endlich, ohne sich umzuwenden: „Es tut mir leid, aber das Bild ist nicht ähnlich, niemand wird mich erkennen, ich bin das gar nicht, nein, ich kann Ihnen zu meinem Bedauern das Bild nicht abkaufen!" — Der arme Maler fiel aus allen Himmeln, ihm zitterten die Knie, sein Herz tat ein paar wilde Schläge, er glaubte zu träumen, versuchte ein paarmal vergebens zu sprechen, griff dann mit tastenden Händen nach dem Bild, nahm es dem Handelsherrn ab und wankte ohne Gruß zur Türe hinaus, das geschmähte Werk unter den Arm gepreßt. Unbegreiflich erschien ihm alles. Todunglücklich kam er bei dem Schneider an, der ihn schon zu erwarten schien und, nachdem er des Malers verstörtes Gesicht gesehen und die gaffenden Gesellen verscheucht hatte, empört ausrief: „Das wußte ich! Der Breitenstein ist ein Geizhals, ein ganz durchtriebener Geizhals, ob man Bezahlung vorher abmacht oder nicht, immer weiß er herunterzuhandeln. Wieviel hat er Euch denn geboten?" „Nichts!" stieß der Maler hervor, warf sich betrübt auf die Bank vor der Türe und erzählte mühsam den ganzen Vorgang. Den Schneider dauerte der junge, in seinem Glauben an die Menschen tief erschütterte Freund, und er überlegte, wie ihm zu helfen sei. Plötzlich flog ein lustiges Lachen über sein Gesicht, er trat an den Jüngeren heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Beruhigt Euch, ich kaufe Euch das Bild ab, zu demselben Preis, dann seid Ihr Eurer Mietschulden für lange ledig!" Der Maler starrte ihn ungläubig an. „Ihr", fragte er, „wollt das Bild haben? Ihr könnt doch nichts damit anfangen!" „Doch, doch", lachte der andere, „gebt es mir nur!" und innerlich fügte er hinzu: „Dem Breitenstein tränke ich's ein." Der Maler war gerührt und dankbar und sprach den Kauf der Güte des Freundes zu. Er tröstete sich einigermaßen, aber ganz konnte er die Enttäuschung nicht verwinden. —

Wenige Wochen später war Jahrmarkt in der kleinen Stadt. Der Marktplatz war überfüllt mit Buden, und bunte Herrlichkeiten flimmerten unter den großen, roten Schirmen. Kinder mit brennenden Augen gingen von Tisch zu Tisch, kauften und feilschten, je nachdem wieviel Pfennige sie in den kleinen Fäusten hielten, alt und jung umstand die Buden und nahm teil an der allgemeinen Fröhlichkeit. Vornehm und gering, mit Körben und Taschen bewaffnet oder von einem Diener gefolgt, kaufte ein.

„Komm!" sagte der Schneider zu dem eifrig zeichnenden Maler, der nur ungern unter die Leute ging. „Heute gehen wir zusammen zum Markt, das mußt Du sehen!" und er lachte verschmitzt in sich hinein. Schnurstracks führte er den überredeten Freund auf den Markt zu seiner der größten Buden, vor der Hunderte versammelt waren. Dem Maler wurde ganz schwindelig. Was hatten die Leute nur? Sie stießen sich an und zeigten mit den Fingern auf irgendeinen Gegenstand, den er in dem Gedränge nicht sehen konnte, und riefen: „Das ist ja der alte Breitenstein, Kinder, da hängt der alte Breitenstein! Großartig, da hängt er, seht doch, seht!" und der Schneider zog den Maler vor und sagte lachend: „Seht da hängt Euer Bild!" Dem Maler brach der Angstschweiß aus, als er unter tausenderlei Krimskrams sein Gemälde hoch am Stock des Schirmes hängen sah und die lachende Menge, die sich drängte und schubste, davor. Er strebte ängstlich nach Hause, den nur widerwillig folgenden Schneider nach sich ziehend, der sich ausschütten wollte vor Lachen und die Bestürzung des Malers gar nicht begriff. Vor der Haustür erwartete sie schon der Diener des Kaufherrn, der vergebens an die Werkstatt gepocht hatte, ging gemessen auf den Maler zu und befahl ihm herablassend, sofort den Kaufherrn Breitenstein aufzusuchen. „Verzeihung", sagte der Schneider hastig und drängte sich dazwischen, „das Bild gehört mir, ich werde gehen!" und damit führte er den Maler in sein Stübchen, drehte den Schlüssel um und folgte gemächlich dem vornehmen Diener, immer noch leise in sich hineinlachend. Er ließ sich weder von der Stille des Hauses, noch von der schneidenden Schärfe des Handelsherrn aus der Ruhe bringen und sagte auf die Frage, wie er dazu komme, sein Bild auf den Markt zu hängen, gemütlich lächelnd: „Ihr habt meinem Freund jede Aehnlichkeit des Porträts abgestritten. Das Bild habe ich gekauft und kann es aushängen, wo ich will und solange ich will!" Und dabei sah er dem Handelsherrn unverhohlen ins Gesicht und dachte: „Verfluchter Geizhals!" Etwas davon mußte Joachim Breitenstein auf dem Gesicht des Schneiders gelesen haben; er wandte sich ab, ballte die Faust und biß sich auf die Lippen. Endlich schien es ihm am klügsten, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Und wenn es ihm auch leid tat, so holte er doch scheinbar ruhig die Schatulle und gab dem Schneider das Doppelte der geforderten Summe, nur um in den Besitz des verwünschten Bildes zu gelangen. Der Schneider verbeugte sich höflich und dankte, ein wenig spottlustig mit den Augen zwinkernd, für die große Summe und versprach, das Bild sofort zu schicken. Zuerst lief er aber zu dem Maler, rannte beinahe die Türe ein und warf ihm die harten Taler auf den Tisch, daß sie nur so auf die Diele rollten. Unter Lachen und Prusten erzählte er den guten Ausgang seines Streiches, und der Maler fiel ihm überglücklich um den Hals, tanzte mit ihm in der Stube herum, immer von einem Bein aufs andere, und sah plötzlich die ganze Welt im rosigsten Licht; er glaubte wieder an die Menschen und, was ebenso wichtig war, an seine Kunst.

—⊙—

Letzte Blumen

Durch den regenschweren Tag
Weint ein Glöckchen leise
Windverweht vom Kirchendach
Fromme Abendweise.

Ein paar Blümlein blühen bleich
Noch am Weg, dem nassen,
Armen Waisenkindern gleich,
Frierend und verlassen.

Daß sie über Nacht der Wind
Lieblos nicht zerzause,
Pflücke meine Hand sie lind
Herbstgruß meinem Hause.

Einen kurzen Tag vielleicht
Werden sie noch dauern,
Bis ihr Antlitz sanft verbleicht
Unter Todesschauern.

Richard Zoozmann.

Der verkannte Matrose

Skizze von Paul Kapp-Neuhausen.

Der Finanzrat Lübing stand mit Frau und Tochter am Strande und sah auf die See hinaus, die von einer leichten Brise bewegt wurde.

„Wozu sind wir denn an der Nordsee", sagte er, „wenn wir nicht einmal segeln wollen?"

„Die See ist mir zu unruhig", meinte die Frau Rat. „Man bekommt leicht die Seekrankheit. Denke doch an meine Nerven!"

„Jo," sagte der alte Schiffer Klaus, der dabeistand. „Wenn keen Wind nich is, höhnt Se nich fohren. Ohn Wind is nix to moken."

„Warum versehen Sie den Kutter nicht mit einer Dampfmaschine?" fragte die Gnädige.

Der Alte nahm seine Stummelpfeife aus dem Mund und sah sie verwundert an. „Kiek an!" sagte er grinsend. „Dütt wier doch 'n gruglich Stück. Worümm ook nich? Dor nehrn is Water nauk to Dampf."

„Verstehst Du, Männchen, was er sagt?"

„Nein," brummte der Herr Rat unwillig. „Es kommt auch nicht darauf an. Hauptsache ist, daß wir jetzt fahren."

„Wenn Sie dat wulln, kunn mien Söhn Se fohren. Dunn wahrn Se nich versupen. Jung, mak di farrig!"

Der mit „Junge" Angeredete war allerdings ein schon sehr ausgewachsener Mann mit dunkelblondem Vollbart. Er stand, völlig seemännisch angekleidet, gegen einen Pfahl gelehnt und hörte schmunzelnd das Gespräch mit an. Auch er rauchte eine Stummelpfeife. Ab und zu warf das Töchterchen des Ehepaares ihm einen schelmischen Seitenblick zu, den er auffing und prompt zurückgab.

Nachdem nun die Entscheidung gefallen war, machte er sich daran, die Familie über den Landungssteg auf den Kutter zu führen. Das war gar nicht so einfach. Die Frau Rat war bei ihrer Aengstlichkeit schwer auf das Schiff zu bringen und obendrein zu vornehm, um die Hilfe des Matrosen anzunehmen; sie stützte sich lieber auf ihren Gatten, der bei dem Schaukeln des Kutters selbst nur schwach auf den Beinen stand. Das Töchterlein dagegen verschmähte nicht die Hilfe des Matrosen; sie hüpfte an seiner Hand so leicht hinüber, als befinde sie sich auf dem Tanzboden.

„Unglaublich," knurrte die Frau Rat naserümpfend, „wie das Mädchen sich herabläßt!"

„Auf einem Schiffe hat man keine Wahl," begütigte ihr Gatte. „Du übertreibst Deinen Stolz zu sehr, mein Engel. Man muß mit den Wölfen heulen und den Leuten ein freundliches Gesicht zeigen. Wir sind nun einmal nicht in der Großstadt."

Er geleitete seine Gattin nach einer Bank auf dem Hinterschiff und nahm neben ihr Platz, worauf beide das Hantieren des Matrosen und eines Schifferknechts beim Setzen der Segel beobachteten.

„Aber nun sieh doch nur das Mädel!" rief die Gnädige. „Ist sie nicht schon wieder dabei, als befände sie sich in der rechten Gesellschaft? Elfriede, willst Du wohl herkommen!"

Das Mädchen trat schmollend einige Schritte näher, blieb aber wieder stehen. Man sah ihr an, daß sie einen eigenen Willen hatte.

„Mit welcher Sicherheit der Mann arbeitet!" sagte der Rat. „Es ist eine Freude, ihm zuzusehen."

„Auch ist er ein hübscher Mensch," gab die Rätin zu, „wenn man dies gebräunte Gesicht betrachtet. Und seine Bewegungen sind fast elegant. Man versteht nicht, wo ein Schiffer solche Manieren her hat."

„Du vergißt, mein Engel, daß er kein gewöhnlicher Kerl ist. Sein Vater ist ein reicher Mann. Er besitzt die meisten Schiffe im Umkreise, auch viel Land. Und man behauptet sogar, daß er über ein großes Bankguthaben verfüge. Ich muß einmal Erkundigungen einziehen."

„Was kümmern uns diese Vermögensverhältnisse? Glaubst Du, daß sie mir irgendwie imponieren könnten? Ich beurteile die Leute nach der Erziehung, die sie genossen haben, u. nach der Bildung, die sie besitzen."

Die Frau Rat kam nicht dazu, sich weiter über ihre Ansicht zu verbreiten. Denn das Schiff neigte sich plötzlich so heftig, daß sie bald von der Bank gefallen wäre. Sie sah sich ängstlich nach ihrer Tochter um, die an der Reling des nun schnell dahinschießenden Kutters stand und sich mit dem Matrosen unterhielt, und zwar anscheinend über recht lustige Dinge.

„Elfriede! Willst Du wohl sofort herkommen!"

Der Ton klang diesmal so energisch, daß die Gerufene sich nicht sträuben konnte, dem Befehl zu folgen. „Was soll ich denn, Mama?" fragte sie näherkommend. „Du verdirbst mir auch jedes Vergnügen. Ich bin doch kein Kind mehr, um dessen Sicherheit Du besorgt zu sein brauchst."

„Nur wegen Deines Umganges bin ich besorgt," sagte die Frau Rat, ihre Stimme dämpfend. „Was hast Du immer mit diesem Menschen herumzustehen? Ist das ein Umgang für Dich?"

„Aber gewiß doch, Mama."

„Wie?" rief die Rätin entsetzt. „Das wagst Du zu erwidern? Vergißt Du ganz Deine gute Erziehung oder besitzt Du gar kein Standesbewußtsein?"

„Wenn es mir doch Spaß macht, Mama?"

„Das ist die Höhe! Ich habe Dich solange schonen wollen; nun muß ich aber den Papa darauf aufmerksam machen, daß ich dich schon an mehreren Tagen mit diesem Menschen am Strande umherschleichen sah. Ist so etwas nicht empörend?!"

„Ei, ei!" sagte der Rat, nunmehr gezwungen, eine strenge Miene aufzusetzen. „Wie kommst Du dazu, mein Kind? Und wie kannst Du überhaupt an dem Kauderwelsch dieses Menschen Gefallen finden?"

„Oh, wir verständigen uns ausgezeichnet, Papa."

Der Papa wurde der Mühe überhoben, in seiner strengen Ermahnung fortzufahren. Denn der Matrose, der sich seiner schönen Gesellschaft beraubt sah, war frech genug, nunmehr die ganze Familie aufzusuchen. Der Blick, den ihm die Frau Rätin zuwarf, schien ihm nicht im mindesten zu schrecken.

„Wi hebben good Water," rief er. „Dat Schipp geiht fien vör den Wind."

„Das bemerke ich schon selbst," sagte der Rat abweisend. „Das braucht man mir erst nicht zu sagen. Wie kommt es übrigens, daß Ihr Vater Sie schickt und nicht selbst fährt?"

„De is dortau to grootohrig worn und hett sin Lüd."

„So sollten Sied och wenigstens selbst das Steuer übernehmen!"

„Oh, man keen Bang nich! De ohl Neptun is hüt gemäulich."

„Nun hat der auch mal etwas vom Meergott Neptun gehört!" rief die Rätin höhnisch. „Sagen Sie mal, Mann, anders als Ihr Plattdeutsch können Sie wohl nicht reden?"

„O doch, gnädige Frau," sagte der Matrose plötzlich im schönsten Hochdeutsch. „Ich rede es ja sonst nie. Nur während der Gerichtsferien kehre ich gern zu den heimischen Gebräuchen zurück als guter Sportsmann, der ich nun einmal bin."

„Sportsmann? Sie sind doch der Sohn des Schiffers Klaus?"

„Ganz recht," sagte der vermeintliche Matrose mit eleganter Verbeugung. „Dr. Heinrich Klaus, Rechtsanwalt beim Landgericht in Hamburg, zurzeit auf Ferien daheim."

Frühherbst in der Heide

Es setzte nächtens sich ein goldnes Licht
Der Schleierbirke in das Haar; — sie weint —
Und einer Wolke Tränenangesicht
Starrt stumm, als wäre ihr das Herz versteint.

Ein Vogel friert und fragt den Wind, wie weit
Der Weg zu sonnengoldnen Küsten ist.
Der trollt sich durch die Heide, die er heut
Mit Siebenmeilenstiefeln lachend müßt.

Aus einer Föhre fällt ein dürrer Ast
Ins magre Moos, wo krachend er zerknickt.
Doch jedes Glöcklein glaubt, obgleich es blaßt,
Daß morgen übern Hang die Sonne blickt.

Franz Mahlke.

Die anderen starrten ihn verdutzt an. Nur das Fräulein, das solange ihr Taschentuch vor den Mund gehalten hatte, brach in helles Lachen aus.

„Was gibt es denn dabei zu lachen?" rief die Frau Rat in peinlichster Verlegenheit.

„Ach Gott, Mama, ich kenne ja den Herrn Rechtsanwalt schon von Hamburg her, wo wir auf dem Börsenball miteinander getanzt haben. Aber ich hatte ihm versprochen, sein Inkognito nicht zu verraten."

—⊙—

Kulturzusammenhänge

Skizze von Alfred Manns.

Um Mitternacht warf der Schlepper seine Zugtrossen hinüber zu den Stromleichtern mit der Sammelladung des Hauses Petermann u. Co. für dessen westafrikanische Faktoreien.

Auf dem einen der Leichter, der überwiegend mit Kisten beladen war, standen Hein Stinkel, der Kahnschiffer, und Klas Grothals, der Bestmann.

„O Hein", flüsterte Klas verzagt, „was sind die Zeiten flecht und teuer, denkst wohl noch an damals vor fünfzehn Jahren, als das noch Sinn hatte, wenn wir singen taten: 'nen lütschen Stuck, de bringt nich veel, 'nen groten Stuck, de schürt de Kehl. Ha'k man 'n ganzen Ammer full! Süh, Hein, damals, da ham 'nen ganzen Ammer full wohl in Frage und 'nen groten Stuck immerzu. Heute aber, da bist froh, wenn du man 'n kleinen hast. Soll ein' sich da nich über ärgern, Hein?"

Hein schwieg eine geraume Weile, dann schrie er wütend:

„Hast du denn heute einen kleinen gehabt? Ich nicht!"

Und nun setzten sich die beiden auf die Reling und wühlten sich in ihr Elend hinein, Klas gedankenlos verzweifelt, Hein wild grübelnd. Hinter Freihafen 2 sprang Hein auf:

„Das soll der Deuwel aushalten, hier so drog herumzusitzen auf so einer Ladung, wie wir sie haben. Wir hatten mal 'n ersten Maat, als ich noch auf der „Cottbus" fuhr. Wenn dem was Gutes so recht eben an der Nase vorbeiging, dann nannte er das „die Qualen der Tante Lotte", und sieh, Klas, so 'ne, die haben wir jetzt auch, und ich habe da nun länger keine Lust mehr zu, denn ich meine allemal, so gut wie zwei swarze Negerkaffern, das sind wir auch, ich und du, Klas Grothais!"

Klas lief das Wasser im Munde zusammen. „Tschä, in Bremerhaven merken sie das an das Leergut."

„Ne, Leergut darf das nicht geben, aber das laß mir man machen", sagte Hein Stinkel.

Nach dieser einleitenden Episode waren acht Wochen vergangen. Die Ladung für Petermann u. Co. hatte die Faktorei erreicht und den Wandlungsprozeß in afrikanische Naturprodukte auf dem Wege des Tauschhandels durchgemacht.

Nun muß man wissen, daß der Ort, an dem sich die Faktorei befand — er hieß Wumbatimbi — ein großes Tauschzentrum war, dessen europäischen Teil im wesentlichen das deutsche Haus Petermann u. Co. einerseits und das englische Haus Rascarlson Lim. andererseits bildeten.

Vierzehn Tage etwa nach Eintreffen der Ware und Beginn des Tauschgeschäftes erschienen zwei angesehene Häuptlinge der Wumbumba bei Petermann u. Co. Herr Mackelich empfing sie. Die beiden Herren, wie üblich mit Zylinder, Badehose und Gummizugstiefeln bekleidet, waren sehr ungnädig und deuteten auf je eine leere Flasche in ihren schwarzen Händen.

„Faktoreiboß versehen, falsch geliefert, versehen!"

Herrn Mackelich wurde es ängstlich zu Mute. Sollte da der Meier diesen Kaffern von dem alten Hennessy gegeben haben? Seine Angst steigerte sich, als die Neger, die offenbar seine Gedanken erriete, höhnisch sagten:

„Ja, Massa, nicht wiederkriegen, alles alle, aber Wumbumba wütend, daß Massa so gute Ware haben für sich selbst, nie abgeben, nie tauschen. Wir jetzt böse, geben Petermann kein Wliep Wolle, kein Stück Kautschuk, kein gar nichts, alles an Rascarlson, wenn Petermann nicht gute Ware liefert."

Herrn Mackelich trat der Angstschweiß auf die Stirn, das war ja der Ruin der Firma! Verzweifelt griff er nach der Flasche, nahm den noch vorhandenen Pfropfen ab und roch hinein, beinahe wäre er in Ohnmacht gefallen. Vollkommen verstört blickte er die Häuptlinge an, die aber blieben völlig ernst und schlugen mit der Faust auf den Tisch.

„Wir jetzt nur noch solche Ware nehmen, nun Massa wissen!"

In diesem Augenblicke nun bewährte sich die ganze gewaltige Seelengröße eines Faktoreidirektors. „Sollt Ihr haben, Kinder, sollt Ihr haben, in acht Tagen, nur etwas teurer wird er."

Da grinsten die beiden Schwarzen: „Das nicht schadet, aber diese Ware liefern, nicht andere schlechte."

Als Folge dieser Besprechung ging von der Faktorei-Direktion nach dem Abzug der Häuptlinge sofort der Befehl aus: Der beabsichtigte Karbolineumanstrich der sämtlichen Lagerschuppen und Zäune hat zu unterbleiben. Der neue Petroleummotor für die Eismaschine ist vorerst nicht in Betrieb zu setzen!

Nach vier weiteren Monaten erschienen in verschiedenen Zeitungen folgende drei Artikel:

Die Aequatorial-Westafrikanische Wirtschaftszeitung meldet aus Wumbatimbi: Der hiesige Distrikt scheint den Auftakt zu geben für eine wirtschaftliche Umstellung des ganzen äquatorialen Westafrika. Während früher den Haupteinfuhrartikel alkoholische Getränke bildeten, muß nun festgestellt werden, daß dieser Artikel immer mehr an Absatzmöglichkeit einbüßt, und daß dafür industrielle Rohstoffe in großen Mengen Aufnahme finden. Es handelt sich in erster Linie um Karbolineum, Petroleum und Brennsprit. Wenn uns nicht alles täuscht, stehen wir vor einer unvermuteten Industrialisierung dieser Gegend. Am Handel mit diesen Produkten hat Deutschland nicht nur relativ, sondern auch prozentual den größten Anteil.

Die Economical Review of Central Africa brachte unter dem Titel „Gefahr im Verzuge" Alarmierendes über das Zurückdrängen des englischen Handels durch die Deutschen: Unser früheres Tauschgeschäft ist durch lichtscheue Machenschaften der deutschen Eindringlinge in allergrößte Gefahr gebracht; zwar weiß man nicht, welcher Art diese zweifellos perfiden Tricks sind, deren sich die Deutschen bedienen, und wir verlangen von der Regierung, daß sie ein wachsames Auge auf die Vorgänge am Aequator wirft, — aber — — —? Es ist wohl unnötig, auf die große Gefahr hinzuweisen, die die Alkoholemanzipation des Negers für die englische Machtstellung in der dortigen Gegend bedeutet.

Die Zeitschrift „Unternationale Abstinenz" feierte in ihrem Leitartikel, den sie die „Mor-